**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz
**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz
**Band:** 67 (1958)
**Heft:** 4

**Artikel:** Einige von über Dreihundert
**Autor:** Reinhard, Marguerite
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-975281

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# EINIGE VON ÜBER DREIHUNDERT

Von Marguerite Reinhard

Skizzen von Hanny Fries, Zürich

In der letzten Nummer unserer Zeitschrift haben wir unsere Leserinnen und Leser in das Heim « Les Airelles » in Leysin geführt und ihnen eine Gruppe von ungarischen Jugendlichen vorgestellt, die sich bis heute noch nicht in unsere Verhältnisse einzuordnen vermochten. Wir haben darauf hingewiesen, dass nur rund zehn Prozent aller von uns betreuten jungen Ungarn Eingliederungsschwierigkeiten zeigten, die übrigen neunzig Prozent aber ganz normale junge Menschen sind, nicht besser und nicht schlechter als unsere eigene Jugend in der Pubertät, die, mit gewissen Abweichungen, bei den jungen Ungaren mit den gleichen Erscheinungen verläuft wie bei unserer Jugend.

Wie fast alle Jugendlichen dieses Alters sind auch unsere jungen Ungarn sehr stark mit sich selbst beschäftigt, messen allem, was sie selbst betrifft, grösste Wichtigkeit zu, werden oft von einem ziellosen Hinausweh gequält, sind sprunghaft und unsicher, sind sich dieser Unsicherheit schmerzlich bewusst und verdecken sie mit Wichtigtuerei. Sie wohnen noch nicht auf eigenem Grund, sondern sind Beute des wechselnden Spiels ihrer Wünsche. Manchmal sind sie ihrer Zukunft gegenüber blinder als ein Maulwurf und bedürfen in den meisten Fällen noch der Führung.

So verstehen Tibor und Joszef nicht, weshalb sie als Lehrling für ein Taschengeld arbeiten müssen, wenn sie doch als Hilfsarbeiter sofort eine weit grössere Summe verdienen könnten. Tibor steht bei einem Schreiner, Joszef bei einem Schlosser des gleichen Dorfes seit einem Jahr in der Berufslehre, beide sind miteinander befreundet, beide sind vom redlichen Willen beseelt, alles recht zu tun, die Lehrmeister beider sind mit Charakter und Leistungen ihrer Lehrlinge sehr zufrieden. «Es wird lange dauern, bis wir wieder einen solchen anstelligen, angenehmen Lehrling haben werden wie Tibor», sagte uns der Schreinermeister. Der Junge ist wohlgebaut und greift in seiner selbstverständlichen Kraft alles richtig an. Der Schreinermeister bietet ihm aber nicht nur, ohne ein Lehrgeld zu verlangen, eine ausgezeichnete Lehrstelle, sondern zudem noch ein freundliches, warmes Heim in seiner Familie, in der er sich wohl fühlt. Auch der Schlosserlehrling Joszef gehört zur Familie seines Lehrmeisters, auch dieser Junge hantiert schon recht selbständig in einem Durcheinander an mannigfaltigsten Geräten der Schlosserwerkstatt und scheint Freude an der Arbeit zu haben, und doch haben uns beide, Tibor und Joszef, unbeschwert und bündig erklärt, sie möchten in eine Stadt ziehen und dort in einer Fabrik arbeiten, um mehr zu verdienen.

In solchen Fällen ist es sehr wichtig, dass wir fest bleiben und, in einer Aussprache, den jungen Menschen die Richtung weisen und ihnen sachlich in Zahlen zu beweisen suchen, welch grosse Vorteile ihnen künftig aus einer richtig zu Ende geführten Lehre erwachsen können.

Bei der Aussprache mit Tibor und Joszef sind wir auf zwei Eigentümlichkeiten gestossen, von denen eine indessen auch unserer eigenen Jugend eigen ist. Für sie bedeuten Unterkunft, Verpflegung und Kleider keine fassbaren Werte. So beanstandet Tibor, dass sein Mitlehrling Christoph, ein junger Schweizer, mehr «verdiene» als er, da Christophs Taschengeld um zwanzig Franken höher ist. «Christoph erhält seine Mahlzeiten aber nicht vom Lehrmeister und bewohnt hier auch kein Zimmer wie du», wenden wir ein. «Für Kost und Logis musst du 150 bis 200 Franken rechnen. Auch die Kleider, Schuhe und Wäsche, die du erhältst, kosten Geld. Fürs Waschen und Flicken, das die Meistersfrau für dich besorgt, müsstest du als Hilfsarbeiter ebenfalls Geld ausgeben. Und alle die Ausgaben für Seife, Zahnpasta, Porti, zählen die nicht?» Nein, all das zählt nicht, es zählt nur das, was die Jungen an Bargeld in die Hand bekommen, und das erscheint ihnen wenig.

Die andere Eigentümlichkeit, die sie mit vielen Flüchtlingen verschiedenster Herkunft teilen, ist

die, dass sie oft den gegenwärtigen Zustand als vorübergehend betrachten. Sie blicken rückwärts, statt vorwärts, und erschweren damit eine zukunftsgerichtete, zielbewusste Eingliederung.

Sowohl Tibor als auch Joszef sind aber dem Zuspruch, der sich von Zeit zu Zeit wiederholen muss, sehr zugänglich, und die Harmonie im Meisterhaus stellt sich jeweils sehr rasch wieder her.

Zusammenstoss mit der Welt des Alltags, Auflehnung gegen die Schranken der Tradition, Spannungen mit der älteren Generation sind allgemeine Merkmale des jugendlichen Alters, von denen auch die jungen Ungarn nicht verschont bleiben. So fühlt sich ein anderer Tibor — er wohnt in Zürich — in seiner Bewegungsfreiheit eingeengt, obwohl er im schönen Heim oben am Zürichberg, das ihm eine kultivierte, sehr gütige Familie seit über einem Jahr in grosszügigster Weise bietet, alle Freiheiten eines eigenen Sohnes geniesst. Dass er, ein noch minderjähriger Junge, sich innerhalb dieser Freiheit an gewisse Spielregeln des Familienlebens zu halten hat, dass eine gewisse Rücksichtnahme auf die Gewohnheiten des Hauses verlangt werden, dass er abends nicht einfach so lange ausbleiben kann, wie er das gerne möchte, sind für jeden Einsichtigen selbstverständliche kleine Forderungen, gegen die sich Tibor — doch immer im Rahmen liebenswürdiger Auseinandersetzungen, denen die Form von Gesprächen eigen ist — auflehnt. Der junge Student Thomas, Sohn des Hauses, der mit viel Enthusiasmus in der studentischen Soforthilfe mitarbeitete, hat Tibor vor Jahresfrist heimgebracht und sich seither in vorbildlicher Weise des jungen Flüchtlings angenommen. Er ist Tibor an Jahren und Reife überlegen und steht seiner Generation doch wieder so nahe, dass er die Brücke zwischen Tibors Unausgereiftheiten und Gedankenspielereien und der reifen Welt der älteren Generation zu schlagen vermag. Wenn Tibor, aus einem Gefühl schmerzlichsten Heimwehs, Blumen und Girlanden um die Erinnerungsbilder seiner Heimat windet und sich an diesen so verständlichen Trugbildern berauscht, in kindlicher Ueberheblichkeit aber alles, was ihm im neuen Gastland begegnet, kritisiert, den Schweizern ihren Lebensernst zur Last legt und an nichts Gefallen finden kann, dämmt Thomas, leise lächelnd und nachsichtig, den Ueberschwang an Lob und Kritik ein und besänftigt damit zugleich auch die Mutter, die in solchem Gerede den Stachel der Undankbarkeit nicht gänzlich zu übersehen vermag.

Tibor besucht die Handelsschule und erhält dabei wesentliche Förderung bei seiner Gastfamilie, die ihm Nachhilfestunden bezahlt und die Aufgaben mit ihm durchgeht. Wie viele Jugendliche seines Alters will auch Tibor in seinen Plänen weiter greifen als der Arm heute noch zu reichen vermag. Er möchte ein grosser Journalist werden, fühlt sich andersgeartet als alle andern, und es ist gut, dass ihn Thomas jeweils wieder aus den sehnsüchtigen

Phantasien in die Forderung ernsthaften Arbeitens zurückholt.

Während Tibor die federleichten Fesseln, die ihm das geordnete Leben in einer Familie auferlegt, als drückend empfindet, geniesst Elisabeth beglückt den Schutz, den ihr «ihre» geliebte Schweizer Familie gewährt. Elisabeth ist ein Mädchen von anmutigster Jugend, hübsch, sehr reizvoll, noch mitten in den Blütenträumen. Sie bringt lächelnde Unbekümmertheit und Sonne in die Räume eines Zürcher Textilhauses, das ihr eine Lehrstelle für Verkäuferin geboten hat, holt die schweren Stoffrollen beschwingt von den Gestellen, breitet sie lächelnd, fast spielerisch vor den Kunden aus und lässt keinen Unmut in ihrem Herzen Wurzeln schlagen, wenn sich ihr Lehrherr trotz grösstem Wohlwollen sehr oft gezwungen sieht, ihr mangelnden Sinn für Ordnung vorzuwerfen. «In Elisabeths Adern muss ein Schuss Zigeunerblut rollen», sagt auch die gütige Frau, die das junge Mädchen in ihrer Familie aufgenommen hat. «Ihr Zimmer gleicht jeden Morgen einem Schlachtfeld. Alles liegt herum, der Boden ist mit den unmöglichsten Dingen übersät. Ich spreche ihr zu, immer wieder, vielleicht wird mein Zusprechen einmal etwas fruchten. Sie nimmt mir keinen Vorwurf übel, lacht nur, ihr Lehrherr sage dasselbe, spielt mir die Szene im Geschäft in anmutigster Weise vor ... und alles bleibt beim alten. Auch mit dem Essen vermag sie uns zur Verzweiflung zu bringen. Was sie nicht kennt, rührt sie nicht an.» ‚So probier es doch einmal, Elisabeth, nur einen Bissen!' — ‚Nein, nein, ich mag das nicht!' — ‚Aber du hast ja noch nie davon gekostet, du kennst es ja gar nicht.' — ‚Aber ich weiss, dass ich es nicht mag.' «Auch da nützt alles Reden nichts. Trotz alledem ist uns Elisabeth sehr lieb. Sie ist ja noch ein Kind, noch gänzlich unflügge, ein liebes Kind, das die Gefahren des Lebens noch nicht kennt. Schwer muss es für ihre Mutter gewesen sein, so jäh von ihrem für die Welt noch so wenig vorbereiteten Kinde getrennt worden zu sein!»

Genau so spielerisch geht Elisabeth mit ihren Zukunftsplänen um und gleicht einem Schmetterling, der von Blüte zu Blüte fliegt. Alles Träume! Kindliche Ueberschätzung der Kräfte und Möglichkeiten. Es ist gut, dass in Zürich ein Pflegeelternpaar in Elisabeths Leben die selbstlose, ruhige, solide Führung übernommen hat.

Gleich an Jahren, aber nicht an Art ist Maria, ein schönes Mädchen mit einem Antlitz von ernster Lieblichkeit, das schwere innere und äussere Erlebnisse bereits mit einem Schimmer der Reife geadelt haben. Das ist es wohl, was Marias Vorgesetzter in einer grossen Fabrik elektrischer Apparate, wo das junge Mädchen als technische Zeichnerin ihr Brot verdiente, gemeint hat, als er feststellte: «Maria passt nicht in eine Fabrik. Sie sticht aus den andern hervor. Wohl beklagt sie sich nie, begegnet ihren Kameradinnen mit Freundlichkeit, ist hilfsbereit und im Umgang sehr angenehm, wir sind auch mit ihren Leistungen sehr zufrieden und doch ... es ist hier schade um das Mädchen.»

Als Maria uns gegenübersass und uns leuchtenden Auges erzählte, sie werde in der zweiten Hälfte April am humanistischen Mädchengymnasium in Basel ihr in Ungarn begonnenes Gymnasiumstudium fortsetzen und mit der Matura abschliessen dürfen, fühlten wir uns mit ihr sehr beglückt. Mit Wärme erzählte sie von ihren Zukunftsplänen: «Ich möchte Kinderärztin werden.»

Maria hat sich in unserem Lande gut eingelebt und sowohl Hochdeutsch als auch Schweizerdeutsch rasch und gut gelernt. «Ich war vor zehn Jahren als Rotkreuzkind in der Schweiz; es ist, als ob ich die Sprache nur scheinbar vergessen hätte. Wort nach Wort tauchte sehr bald aus der Vergessenheit wieder auf.»

Dieses rasche Lernen unserer Sprache können wir auch an den andern ehemaligen Rotkreuzkindern feststellen, zum Beispiel an Margit, die er-

staunlich rasch fliessend Schweizerdeutsch sprach. Als die Revolution ausbrach, befand sie sich beim Grossvater auf dem Land in den Ferien. Heimgekehrt musste sie entdecken, dass ihre Brüder nach Oesterreich geflohen waren. Man konnte also fliehen. Bot sich ihr da nicht eine Gelegenheit, wieder einmal in die Schweiz zu gelangen, nachdem zuvor mehrere Versuche, ein Visum zu erhalten, immer wieder gescheitert waren? Freunde nahmen sie anfangs Dezember mit nach Wien; sie wurden alle im Rothschildspital untergebracht. Sofort schrieb Margit einen Brief an ihre Pflegeeltern in Olten, erzählte von ihrer Flucht und bat, zu ihnen in die Schweiz reisen zu dürfen. «Am 24. Dezember nachmittags wollte ich mich ein wenig hinlegen — was kann man schon in einem Flüchtlingslager anderes tun? —, als die Lautsprecher des ganzen hässlichen Hauses meinen Namen ausriefen. Ich rannte hinunter ins Büro und fand mich dort meinen Schweizer Eltern gegenüber. Nach Erhalt meines Briefes hatten sie sofort alle Schritte getan, um die Einreise in die Schweiz für mich zu erwirken, und nun waren sie da, um mich heimzuholen.»

Erst besuchte Margit die letzte Sekundarklasse in Olten und stand dann eines Tages vor der Berufswahl. Die Berufsberatung in Bern fand Margit noch nicht berufsreif und schlug, als Vorlehrschule, einen einjährigen Aufenthalt im Pestalozziheim Bolligen bei Bern vor. In diesem schönen Heim, wo vielstimmiges heiteres Leben herrscht und sich nicht nur die jungen Menschen, sondern auch die Tiere und Pflanzen wohlfühlen und prächtig gedeihen, trat uns die junge Margit erwartungsfroh entgegen. Sie erzählte in breitem Berndeutsch von den Pflichten der Tage, vom Kochen, Haushalt, vom Garten, vom Nähen und Flicken und den jungen Dackeln, von den mannigfaltigen Dingen, die sie hier im durchsonnten Heime lernen durfte, wie zum Beispiel stricken — «ich hatte vorher noch nie Stricknadeln in den Händen gehalten» — und breitete, mit dem natürlichen Ungestüm ihres Charakters, die phantastischsten Berufswünsche vor uns aus: Tänzerin, Schauspielerin oder, «ja, vielleicht doch lieber Heilgymnastin oder ... eigentlich weiss ich es noch nicht genau».

Leiterin und Lehrerinnen des Heims bringen ihren jungen Schützlingen sehr viel Verständnis entgegen, das sie aber für Margit noch verdoppeln müssen; denn Margit muss mit anderem Masse gemessen werden als die übrigen Mädchen. Ihr Temperament entlädt sich immer wieder in lebhaften Ausbrüchen, sie übersprudelt vor überschüssiger Kraft, und wenn sie sich so richtig spatzenwohl fühlt, teilt sie überall Püffe aus, die früher lebhaften Protest bei ihren Kameradinnen hervorgerufen, an die sie sich nun aber inzwischen gewöhnt haben. In ihrer Unruhe und Sprunghaftigkeit fällt es ihr oft schwer, sich ganz auf eine Aufgabe zu konzentrieren.

Margit betrachtet die Schweizer Pflegeeltern uneingeschränkt als ihre Familie und erzählt uns vergnügt, die Frühlingsferien werde sie mit den Schweizer Eltern in Italien verbringen. «Wir wollen zelten und draussen abkochen, und ich platze fast vor Freude!»

Es ist beim Besuch unserer Jugendlichen immer wieder beglückend festzustellen, wieviel Liebe, Verständnis und Nachsicht die Pflegeeltern, Lehrmeister und Lehrer ihren jungen Schützlingen entgegenbringen und mit welcher Selbstverständlichkeit sie die Opfer tragen, die ihre Hingabe ihnen auferlegt. Ist der Jugendliche durch irgendein Leiden noch behindert, verdoppeln, ja verdreifachen sich die Opfer und die Zahl jener, die mitzutragen bereit sind.

Ein solcher Fall ist Thomas. Er leidet an einem chronischen Augenleiden, das schubweise bis zum Abschluss der Pubertät fortschreiten wird. Die Aerzte der Universitäts-Augenklinik in Basel, die ihn behandelt haben und unter deren Kontrolle er regelmässig steht, hoffen indessen, dass mit Vitaminkuren eine Abnahme der Sehschärfe aufgehalten werden kann. Thomas vermag heute noch mit einer Lupe ziemlich fliessend gedruckte Schrift zu lesen.

Der vierzehnjährige Junge ist aufgeweckt und musikalisch. Er konnte in der dritten Klasse — siebentes Schuljahr — der Realschule aufgenommen werden, wo der Lehrer über grosse Erfahrung mit sehschwachen Schülern verfügt. Thomas ist intelligent, und es sollte ihm möglich sein, die Schwierigkeiten, die ihm Sehschwäche und mangelhafte Kenntnis der Sprache bereiten, auszugleichen. Später soll ihm ermöglicht werden, ins Gymnasium überzutreten, das er mit der Matur abschliessen möchte. Daneben wird er auch die Grundschulung für Sehschwache und Blinde — blindes Maschinenschreiben, Brailleschrift und -kurzschrift — abschliessen für den Fall, dass sich sein Augenleiden verschlechtern sollte. Thomas muss lernen, die Erklärungen des Lehrers zu stenographieren, damit er von der Wandtafel unabhängig wird.

Der gut erzogene, liebenswürdige und fröhliche Junge fühlt sich in der Pflegefamilie, die ihn aufgenommen hat und deren Haus von einem ganzen Rudel von Kindern belebt wird, sehr glücklich. So umgeben viele Menschen den jungen Ungarn mit Güte und Verständnis für sein Leiden, überwachen seine Gesundheit, nehmen warmen Anteil an seinen Fortschritten und ebnen ihm die Wege in eine für ihn taugliche, seinem Leiden bestens angepasste Zukunft.

Noch manch anderer unserer Schützlinge verdiente in seiner persönlichen Art und seinem ihm eigenen Schicksal erwähnt zu werden; dieser Bericht würde jedoch damit viel zu lang und mehrere Hefte füllen. Wir müssen ihn deshalb mit dem liebenswürdigen Thomas in Basel abschliessen, darauf vertrauend, dass alle andern jungen Ungarn wissen, dass wir ihnen mit dem gleichen Interesse gegenüberstehen wie den hier erwähnten Kameradinnen und Kameraden.

# EIN GESPRÄCH ZWISCHEN BERN UND ZÜRICH

Noch nie ist uns die Reise von Bern nach Zürich so kurz erschienen wie vor einigen Wochen, als uns ein junger schweizerischer Schiffsoffizier von seiner Ausbildung — und damit von Reisen auf allen Meeren — erzählte. Als wir ihm im Zuge begegneten, befand er sich auf dem Wege nach Kloten, um hinüber nach New York zu fliegen. Irgendwo an der nordamerikanischen Küste würde er auf das unter Schweizer Flagge segelnde Frachtschiff «Sunadele» stossen, das im Westindiendienst eingesetzt ist und regelmässig zwischen Kanada und Britisch-Guayana hin- und herpendelt. Schweizerische Hochsee-Schiffahrt? Wie interessant! Fast alle Besatzungsmitglieder Schweizer? Wir bestürmten den jungen Mann mit Fragen:

*Sie fahren zum ersten Male als Schiffsoffizier mit? Ein schweizerischer Schiffsoffizier! Wie war denn Ihre Ausbildung?*

Die Ausbildung kann auf verschiedene Weise erfolgen. Sie kann bei der Basler Rheinschiffahrt, sie kann aber auch sofort auf hoher See beginnen. Und diesen zweiten Weg habe ich gewählt. Ich meldete mich bei der Suisse-Outremer-Reederei, wurde einem ihrer Schiffe für Hochseefahrt zugeteilt und arbeitete mich während der ersten drei Jahre vom Schiffsjungen zum Jungmann und von diesem zum Leichtmatrosen empor. Im dritten Jahr war ich Vollmatrose mit entsprechend grösserer Verantwortung. Es waren harte, aber schöne und interessante Jahre. Die zweite grosse Fahrt im vierten Jahr meiner Ausbildung machte ich als Bootsmann mit. Der Bootsmann ist Unteroffizier und entspricht dem Korporal. Ihm wird schon allerhand Verantwortung aufgebürdet. An ihn gelangen alle Befehle der Offiziere, er gibt sie an die Mannschaft weiter, verteilt die Arbeit und hat sie auch zu überwachen. Ich war allerdings nur der Funktion nach Bootsmann; der Grad wurde mir erst am Ende der Reise erteilt, nachdem ich ihn abverdient hatte.

Nun war ich reif für die Seefahrtsschule. Dem jungen Schweizer stehen die verschiedensten Schulen offen: in England, Holland, Italien, Deutschland usw. Aus sprachlichen Gründen wählte ich die Seefahrtsschule der freien Hansastadt Bremen, eine ausgezeichnete Marineschule, die ich, nach fast zweijährigem Studium, vor kurzem als Erster Offizier abschliessen konnte.

*Werden Sie nun Ihre nächste Fahrt als Erster Offizier mitmachen?*

Nein, auch hier muss ich zuerst abverdienen. Während mindestens zweier Jahre muss ich mich vom Dritten über den Zweiten zum Ersten Offizier praktisch hinaufarbeiten.

*Und dann?*

Dann werde ich an die Schule zurückkehren, um das Kapitänsbrevet zu erarbeiten.

*In welchen Fächern sind Sie jetzt theoretisch ausgebildet worden?*

Vor allem natürlich in Navigation und Funknavigation, dann aber auch im wichtigen Ladedienst, zu dem die Stabilität gehört — es kommt sehr darauf an, wie ein Frachtschiff geladen wird —, Maschinenkunde, Meteorologie, die ganze Funktechnik, dann auch die vielen Seerechtsfragen und die Frachtgesetze . . .

*Und die Gesundheitspflege an Bord? Sie interessiert uns ganz besonders.*

Darüber erhielten wir Unterricht durch einen Arzt. Zuerst lernten wir die ganze Anatomie. Dann betrachteten wir alle möglichen Erkrankungen und Unfälle an Bord. Den Tropenkrankheiten wie Malaria, Gelbfieber, Schlafkrankheit, Pest und Cholera schenkten wir besondere Aufmerksamkeit, dann aber auch den verschiedenen Typhusarten, den Geschlechtskrankheiten, den Ekzemen. Wir nahmen auch die Unfälle genau durch, besprachen die Knochenbrüche und erhielten ausgezeichneten theoretischen und praktischen Unterricht in Erster Hilfe und einfacher Krankenpflege. Viele Stunden waren der Hygiene und der Verhütung von Krankheiten